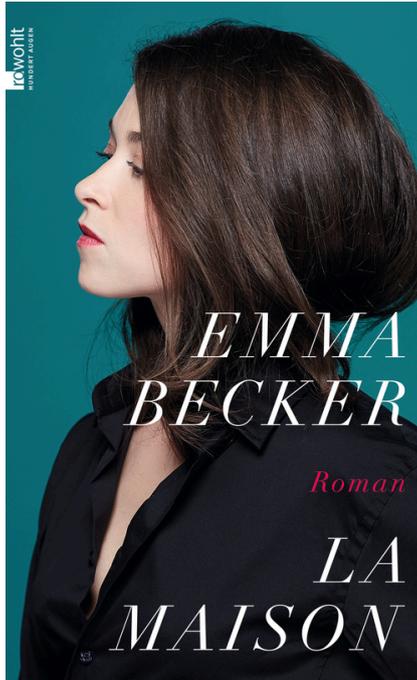


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-00690-7

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Emma Becker

La Maison

Roman

Aus dem Französischen von Claudia Steinitz

Rowohlt Hundert Augen

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Oktober 2020

Copyright © 2020 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

«La Maison» Copyright © 2019 by Emma Becker

Satz aus Proforma und Didot bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-498-00690-7

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. | www.klimaneutralerverlag.de

Für Louis Joseph Thornton,
wunderbarer Mann und Vater.

Für Désirée.

Und für die Mädchen, für uns alle.

«Diese Spalte, die schmale Narbe, die sich nie anders öffnet als in einem endlosen Lächeln. Schwarz. Klaffend. Zahnloses Lächeln. Seltsam lasziv. Vielleicht gibt es nichts anderes am Ende unserer Unruhe, ist die einzige Antwort das unbändig stumme Lachen dieses klebrigen Lochs.»

Louis Calaferte, *Septentrion*

Vous qui passez sans me voir, Jean Sablon

Mein Sohn räumt begeistert den Kleiderschrank aus, während ich sein Bett mache. Ich suche eine Steppdecke, die auf seine Matratze passt – doch beim Öffnen der Flurkommode fällt mir als Erstes die drei mal drei Meter große Tagesdecke ins Auge, die ich gekauft habe, als *La Maison* zumachte. Hastig zusammengelegt und nie gewaschen, wartet sie dort seit fünf Monaten.

«Hilfst du mir, die Tagesdecke auszubreiten?», fragt mich Inge im roten Zimmer. Die Decke kommt gerade aus dem Trockner, sie ist warm, fast lebendig in unseren Händen. Ich musste sie waschen, weil ein Gast Öl darauf ausgekippt hatte. Jede auf einer Seite des riesigen Betts streichen Inge und ich zärtlich die Falten glatt. Wir unterhalten uns – worüber? Keine Chance, mich daran zu erinnern. Aber ich bin gut drauf, liege super im Zeitplan, und es ist fast Feierabend. Inge schiebt die Organdy-Vorhänge zur Seite, um das Zimmer zu lüften, von draußen dringt ein fast übernatürliches vorabendliches Strahlen des Spätsommers herein. «Ich geh runter, bis gleich», sage ich zu Inge und ziehe meinen schwarzen Mantel über. Sie singt fröhlich vor sich hin, und im Flur schwebt noch ein schwacher Geruch von Waschpulver und nackten Körpern.

Genau dieser Geruch hängt auch jetzt noch in der Tagesdecke, diesem Wunderwerk, das ich für lächerliche fünf Euro gekauft habe, als die Chefin alles für einen Apfel und ein Ei an uns verschleuderte, bevor die Inhaber anderer Bordelle in unseren Sachen wühlen würden.

Ich habe die Decke wie ein an der Autobahn ausgesetztes Hündchen nach Hause getragen und mir lange eingeredet, ich könne sie nicht waschen, weil meine Maschine zu klein sei. Hinter dieser Ausrede steckte einzig und allein die Angst, den Geruch für immer zu verlieren. Ohne ihn wäre es nur eine nicht besonders geschmackvolle Decke, zu groß für alles, ein störender Haufen Stoff, den ich trotzdem nie wegwerfen würde. Und da liegt sie nun mit ihrer großen Mittelfalte, die nicht gerade gezogen ist und unsere Matratze ziemlich schräg aussehen lässt. Während der Kleine neben mir weiter den Schrank ausräumt, werfe ich mich auf den duftenden Stoff, und in meinem Kopf dreht sich ein Kreisel bunter Erinnerungen. Der Waschmittelgeruch ist mir vertraut, ich könnte sogar die Sorte wiederfinden, wenn ich die nötige Zeit, Energie und Skrupellosigkeit aufbrächte, meiner Familie das Aroma des Bordells zu verpassen, in dem ich zwei Jahre gearbeitet habe. Wie aber soll ich den scharfen Geruch schwitzender Männer und stöhnender, sich windender Mädchen daruntermischen, den Geruch von Schweiß, Speichel und allen anderen menschlichen Säften, die auf den Fasern getrocknet sind, und wie die scharfe, manchmal unerträgliche Note der blauen Seife, die die Freier im Männerbad benutzten? Auch wenn ich sie nicht wasche, wird die Tagesdecke in der Luft des Zimmers irgendwann den Geruch des Kleinen annehmen; die Gespenster des Hauses (zu denen auch ich gehöre) werden sich verflüchtigen, der Duft wird Tag für Tag weniger werden, und am Ende sind die drei mal drei Meter bestickter Stoff ein jungfräuliches, nach Windeln und sauberer Babyhaut riechendes Tuch.

Ich sollte die Tagesdecke wie ein Buch aus dem Mittelalter hüten, sie nur ganz selten und unter optimalen Bedingungen ausbreiten, ohne zu viel Licht oder Bewegung.

Als ich sie nach Hause trug, war ich irgendwie überzeugt, dass *La Maison* nicht endgültig schließen, dass uns im letzten Moment irgendwas oder irgendwer retten würde, dass ich künftig andere Accessoires hassen oder anbeten würde - und selbst wenn das Bordell hier verschwinden sollte, würde es unweigerlich anderswo neu erblühen. Ich war überzeugt, mit all dem, was ich in meine Wohnung stopfte, dem Bett aus dem weißen Zimmer, den Spiegeln, dem Nachttisch, dem Couchtisch, den Handtüchern, dem kleinen Ventilator, werde die Erinnerung überleben. Aber die Gegenstände haben eine so anmutige und diskrete Art, sich anzupassen ...

Als meine Großmutter uns besuchte, fragte sie begeistert, wo wir das wunderschöne solide Bett gefunden hätten; überrascht stammelte ich etwas von einem Flohmarkt in Reinickendorf, auch wenn alles an diesem Bett das Bordell verrät. Wohin sonst passte so ein von romantischen Gipsfiguren, Tauben und blühenden Lorbeersträußen umkränzter Spiegel am Kopfende? Aber hier, in meinem Schlafzimmer, hatte das Bett seine ganze lächerliche Erotik verloren und den bescheidenen Anschein eines unverhofften Schnäppchens angenommen. Als ich verkündete, es habe gerade mal dreißig Euro gekostet, wiederholte meine Großmutter, es sei wirklich entzückend. Sie wollte wissen, wie wir es hergebracht hätten.

«Das war eine höllische Schlepperei», hörte ich mich antworten. An dem Tag regnete es, wir waren früh um sieben aufgestanden, um am anderen Ende von Berlin einen Transporter zu mieten, weil meine Augen mal wieder größer gewesen waren als der Kofferraum und wir außer dem Bett vier Spiegel, zwei Tische und einen Berg Plunder mitnehmen mussten, den ich keines Blicks gewürdigt hätte, wenn ich ihm nicht in diesem Haus begeg-

net wäre. Wir parkten in der Ausfahrt direkt vor der Tür, durch die meine Kolleginnen und eine Horde mit Maßbändern und Schraubenziehern bewaffneter russischer Möbelpacker kamen und gingen. Zum ersten Mal sah ich diese Haustür zwischen den zwei Buchsbaumbüschen so verzweifelt weit offen stehen. Das roch nicht nach Umzug, sondern nach Steuerschulden, Gerichtsvollzieher, Auflösung. In der ersten Etage war schon alles leer. Im Vorbeigehen warf Jutta einen langen Blick in das weiße Zimmer und seufzte: «Was für ein Elend!» Dann rannte sie weg, angeblich zu einer Verabredung, aber ich glaube, sie brachte es nicht fertig, das Bett aus dem Zimmer verschwinden zu sehen. Wir brauchten eine ganze Stunde, um es auseinanderzunehmen, es bestand aus drei unglaublich schweren Teilen, die absolut nicht für einen Transport geschaffen waren. Jemand hatte das Bett dafür entworfen, dort zu bleiben und das Zimmer nie mehr zu verlassen. Der Rost besteht aus massiven Holzbrettern, wir konnten mit aller Kraft darauf herumspringen und hörten kein Knacken, dafür war es gebaut, für Bewegung, für kräftige Stöße, für Hochzeitsnächte, wilde und flüchtige Umarmungen - nur nicht zum Schlafen. Genau deshalb schlafen wir so gut darauf. Wir versinken in der Erschöpfung all derer, die sich dort vierzig Jahre lang verausgabt haben. Aber das weiß niemand außer mir. Ich brauche immer eine Weile, ehe ich die Augen zumache, weil mich das Bedürfnis, mich im Spiegel zu betrachten, von meiner Müdigkeit ablenkt. Wenn ich den Kopf drehe, erwarte ich insgeheim immer noch, hinter meinen vorteilhaft drapierten Pobacken die weiße Kommode, in der Inge die Bettwäsche aufbewahrte, die sternförmige Lampe und das kitschige Gemälde einer Blondine am Fenster zu sehen, ich höre fast den Musikbrei, der aus den Lautsprechern quoll und dem ich meine Playlist aus der Hi-Fi-Anlage entgegensetzte. An jenem Tag dachte

ich irgendwann, wir würden das Bett nie aus dem Zimmer kriegen und müssten es zerstückeln. Wir hatten bestimmt fünfzig Schrauben entfernt, und als wir versuchten, den Rahmen hochzuheben, drohte er zu zerbrechen. Am Ende mussten wir die fünf Russen zu Hilfe rufen, die in einem anderen Zimmer ein anderes Bett zerlegten. Wir fühlten uns wie die Gehilfen eines Bestattungsunternehmers. Da, wo das Bett gestanden hatte, war das Parkett heller, und ich überlegte mir, dass die Chefin ein ganz junges Mädchen gewesen sein musste, als diese Bretter das letzte Mal Licht gesehen hatten. Drei Viertel der Mädchen, die später auf diesem Bett lagen, waren damals noch nicht einmal geboren. Der Staub war ebenso alt. Wir beluden den Transporter und fuhren erschöpft und schmutzig los; es war das letzte Mal, dass ich das Haus, die Zimmer, die Buchsbaumbüsche, diese Straße in Wilmersdorf gesehen, das letzte Mal, dass ich diesen Geruch aufgesogen habe.

Stattdessen spinne ich nun an meiner Geschichte vom segensreichen Flohmarkt, wo wir ein Paar Spiegel, die ursprünglich vierhundert D-Mark gekostet hatten (wie dem Etikett auf der Rückseite zu entnehmen ist) für zwanzig Prozent des Preises bekommen haben. Und diese Lampe, die Handtücher, die Ablage ... Das Einzige, was wirklich nach Bordell riecht, ist die Tagesdecke, die ich verstecke wie ein Brautkleid, nachdem die Ehe tragisch geendet hat. Erklären kann ich diesen Kauf nicht, die Decke ist tausend Meilen von meinem normalen Geschmack entfernt. Ihr Wert ist einzig und allein emotional, aber diese Emotionen lassen sich nicht ohne weiteres rechtfertigen - deshalb schreibe ich dieses Buch.

Am Ende habe ich keine Wahl, weil sich der Kleine nach seinem Bad splitterfasernackt in meine Arme kuschelt und ausgiebig auf die Tagesdecke pinkelt - jetzt

muss ich sie waschen. Auf die Kinder können wir uns immer verlassen, wenn es darum geht, eine Seite umzublättern, die wir gern noch länger gelesen hätten. Hier beginnt die Trennung.

Und hier beginnt mein Buch.

«Man durfte nicht dahin gehen, wo die Dame mit den prachtvollen Kleidern wohnte. Niemand sprach mit ihr, niemand sagte ihr auch nur Guten Tag. Sie entführte kleine Jungs. Ihr Haus war voll davon. Voll kleiner Jungs, die man nie wiedergesehen hatte, die man nie wiedersehen würde, weil sie sie nacheinander auffraß. Die Dame mit den prachtvollen Kleidern war ein Freudenmädchen.»

Louis Calaferte, *La Mécanique des femmes*

«Doch die Leute im besetzten Haus riefen: «Ihr kriegt uns hier nicht raus! Das ist unser Haus, schmeißt doch endlich Schmidt und Press und Mosch aus Kreuzberg raus!»»

Ton Steine Scherben, *Rauch-Haus-Song*

Season of the Witch, Donovan

Wann habe ich angefangen, darüber nachzudenken? Ich hatte eine ganze Menge bescheuerter Ideen im Leben, aber ich glaube, diese eine war - mehr oder weniger bewusst - immer da.

Vielleicht war es vor fünfundzwanzig Jahren, an einem ganz normalen 14. Dezember in Nogent. Oder zehn Jahre später, als mir langsam der Unterschied zwischen kleinen Mädchen und Frauen auffiel. Vielleicht, als ich zu lesen begann. Vielleicht, als ich begriff, dass ich Joseph nicht halten kann, und allein und traurig durch die breiten, eisigen Straßen von Berlin lief. Vielleicht beginnt dieser Roman auch genau in dieser Nacht: Stéphane, der zu Besuch gekommen ist und sich darüber schwarz ärgert, liegt neben mir im Tiefschlaf; er zieht mir nicht nur die ganze Decke weg, sondern schnarcht auch noch dumpf und bedeutungsschwer. Wenn ich neben einem Mann, der schnarcht, der auch deshalb schnarcht, weil er keine Zwanzig mehr ist, nicht einschlafen kann, dann bedeutet das, dass ich mich wieder mal habe reinlegen lassen, dass ich entgegen meiner Erwartung und trotz meiner Liebe zu Stéphane eigentlich einen Jungen mit brandneuen, völlig freien Nebenhöhlen brauche - anders gesagt einen Jungen meines Alters. Unvorstellbar, oder?

Natürlich ist da noch Joseph. Joseph - den Namen in der Dunkelheit zu denken, ihn mit der Liebkosung der zart aufeinanderliegenden Lippen geräuschlos auszusprechen ist ein Schmerz, für den ich keinen Namen habe. Vielleicht ist es besser so. Vielleicht sollte ich Joseph nicht in diesen Roman mischen. Wenn jemand geht, ist es wie ein Tod, nur dass du nicht darüber hinweg-

kommst, weil der Gedanke, dass diese Person quicklebendig und gar nicht weit weg ist, dass sie nur für dich nicht mehr existieren will, immer wieder neues Salz in die Wunden spuckt. Es ist ein Tod. Und ich habe dazu beigetragen, Joseph zu töten, wie ich überhaupt damit beschäftigt war, alle Menschen, die ich liebe, langsam umzubringen.

Ich verstehe seinen Hass auf mich, im Vergleich zu meinem Selbsthass gleicht er allerdings eher einer schwachen Antipathie. Ich bin aus Feigheit nach Berlin gegangen und weil ich keinen anderen Weg sah, ihm begreiflich zu machen, dass ich ohne Hoffnung war. Dass wir ohne Hoffnung waren. Ich war überzeugt, dass ich dort, in dieser Stadt, Menschen finden würde, die mir ähnlich wären. Ich weiß noch nicht, ob es irgendwo auf der Welt Menschen wie mich gibt, aber die Straße ruft mich, immer wieder, lauthals, unter dem geringsten Vorwand. Seit Joseph weg ist, habe ich das Gefühl, den Atem anzuhalten, wenn ich nicht draußen bin, nicht laufe. Jetzt, während Stéphane schläft, so tief es nur geht, weiß ich nicht, was mich daran hindern sollte, wieder zu atmen. Also ziehe ich mich an, um zu fliehen. Als Stéphane noch nicht da war, starb ich vor Einsamkeit, aber kaum ist er angekommen, sehne ich mich nach mir selbst, wie immer, wenn jemand, egal wer, auf meine Gesellschaft hofft. Deshalb die überraschenden Fluchten. Alles, sogar das Reiben der Schnürsenkel, die ich mit angehaltenem Atem zubinde, sogar das Knacken meiner Knie, wenn ich mich bücke, um nach meiner Tasche zu greifen, spielt gegen mich und für den Schlafenden. Gott sei Dank könnte man im Schlafzimmer eine Kanone abfeuern, ohne dass Stéphane ein Auge aufmachen würde. Als ich die Tür schließe, fühle ich mich, als hätte ich mir die Freiheit gestohlen, wie ein Kerl, der zusieht, dass er

wegkommt, nachdem er ein Mädchen in einer Bar ange-macht und in ihrer Wohnung gevögelt hat.

So, mal wie eine Frau, mal wie ein Mann, fühle ich schon seit einigen Jahren. Eigentlich schon immer. Aber es ist mir noch nie so aufgefallen wie in Berlin, bei meinen einsamen nächtlichen Spaziergängen auf den großen, von Prostituierten gesäumten Straßen. Wie durch Zauberhand kreuzen sie meinen Weg, egal, wo ich entlanglaufe. Nachmittags um vier ist die Straße leer, aber kaum geht die Sonne unter (rasend schnell wie immer in Berlin im Februar), hast du einmal geblinzelt, da stürmen schon Legionen von Mädchen mit Kniestiefeln und Gürteltaschen den Bürgersteig. Seit ich hier wohne, habe ich das Gefühl, immer dieselben zu treffen, und wäre ich nicht so entsetzlich schüchtern, sobald es sich um Frauen handelt, würde ich sie so selbstverständlich grüßen wie die Händler in meinem Viertel. Vielleicht halten sie mich für eine Zivilpolizistin oder eine potenzielle Kollegin, die sich über ihre Arbeitsbedingungen informiert. Mein Refugium ist eine Bank ganz in der Nähe, idealerweise unter einer Laterne; ich setze mich hin und tue so, als würde ich lesen, oder ich lese tatsächlich, aber nie, ohne nach ihren Schatten zu schielen, die sich neben meinem bewegen.

Jedes Mal denke ich, das sind Frauen, die wirklich Frauen sind, die *nur das* sind. Eindeutig geschlechtliche Wesen, mühelos zu erkennen. Gäbe es bei ihnen auch nur die geringste Zweideutigkeit, würde sie im Überschwang der Accessoires und der Pheromone, mit denen sie ihr Stückchen Bürgersteig sättigen, ertrinken. Von Joseph habe ich die widersinnige Überzeugung übernommen, dass eine Frau, die ebenso viel und ebenso unbekümmert Sex hat wie ein Mann, eine Nutte sein muss, egal, in welcher Aufmachung und mit welchen Bli-

cken sie sich anbietet. Das zeigt, wie schwer es Joseph in unseren drei gemeinsamen Jahren zwischen wilder Liebe und unsäglichem Hass gefallen sein muss, mich klar zu definieren. Vielleicht gab es am Anfang ein Missverständnis, doch irgendwann hat Joseph verstanden (nicht akzeptiert), dass die Hingabe und die Neugier, die mich im Bett auszeichneten, bei weitem nicht ihm allein vorbehalten waren – schlimmer noch, dass sie nicht auf ihn gewartet hatten, um zu erblühen. Wahrscheinlich hat er auch verstanden, dass sich meine Lust nicht auf einen Mann im Besonderen richtet, sondern auf die Gesamtheit der männlichen Art, gespickt mit unverständlichen Trieben, die sich nicht auf das Frohlocken des Fleisches beschränkten. Ich habe so viele Jahre damit verbracht, die Lust, den Körper überhaupt zu intellektualisieren, dass ich ihn fast befriedigen könnte, ohne auch nur ein Kleidungsstück abzulegen. Wie? Keine Ahnung. Wahrscheinlich schlafe ich genau deshalb weiter mit Männern, ich bilde mir ein, dass sich die Lösung des ewigen Rätsels gegen jede Erwartung genau da finden lässt.

Die Wahrheit ist, dass seit Josephs Fortgehen jeder Gedanke an körperliche Erleichterung verfliegen ist. Ich denke nicht mal mehr daran, es ist so unwahrscheinlich wie irgendwas, mit einem anderen als ihm zum Orgasmus zu kommen. Meine Befriedigung läuft über die des Mannes, ich sehe ihn unter mir ausgestreckt, halte das Geheimnis zwischen den Schenkeln und begreife es nicht, bin überzeugt, mich ihm durch diesen wilden Ritt anzunähern, bei dem nur mein Gehirn aktiv ist. Mein Körper gibt sich dieser Farce gerne hin, aber ich kann mir noch so große Mühe geben, es mit der raffiniertesten Akrobatik treiben, immer ertönt in mir die ruhige, kalte Stimme eines lauernenden Raubtiers: Kann sein, dass er gleich kommt. Wenn du ihn so streichelst, passiert's. Wenn du etwas langsamer wirst, zögerst du es noch ein

bisschen hinaus, aber guck mal, wie ihm die Haare auf der Brust zu Berge stehen, sieh dir die Gänsehaut auf seinem Bauch an – da, er kommt. Er starrt auf deine hüpfenden Brüste, und bei dem Anblick ist er nicht mehr zu bremsen.

Hinter dieser Stimme höre ich eine andere, unanständig kindliche, es ist die der immer noch Fünfzehnjährigen, die kaum fassen kann, was sie sieht. Die Bewegung *meiner* Brüste bringt ihn zum Höhepunkt, *meine* Brüste, diese winzigen Brüste, von denen ich nie geglaubt hätte, dass sie mehr als bloße Deko sind! Mein Körper, mein Geruch, die Art, wie ich mich bewege, die Geräusche, die ich mache – mein Körper saugt ihm langsam die Beherrschung und seine Säfte aus dem Leib, ist das nicht allein schon ein Wunder? Ich, ein Körper? Ein Körper, der geil macht? Krass!

Nach all den Jahren, in denen ich mich dieser Beschäftigung hingebe, sollte man annehmen, die anfängliche Begeisterung habe nachgelassen – aber nein. Jeder Mann, der mich anspricht und mehr oder weniger subtil seinen Wunsch äußert, das Bett mit mir zu teilen, wirkt auf mich wie eine Chance, die ich ganz fix ergreifen muss, bevor sie verschwindet. Als könnte ich womöglich wieder in der Haut des kleinen Mädchens aufwachen, das schon die Hoffnung aufgegeben hatte, für die Jungs etwas anderes zu sein als die Freundin mit Brille. Ich frage mich, was wohl im Kopf einer Hure vorgeht, wie ihr Ego, ihr Selbstwertgefühl aufgebaut ist. Von meiner kleinen Bank aus beobachte ich eine ganz junge Blondine, die eine Vogue pafft, während sie auf und ab geht. Sie trägt, wie ihre Kolleginnen überall in Berlin, Kniesiefel aus Kunstleder, die das Laternenlicht spiegeln und das Auge magisch anziehen. So tadellos weiß und mit den hohen Plateausohlen rufen sie noch lauter als die lasziven Blicke *Zu mieten*. In die Stiefel gesteckte hel-

le Jeans, hauteng um rührend jugendliche Schenkel, neonfarbene Gürteltasche, die irgendwie pikant ihre kurze Kunstpelzjacke bauscht. Im eisigen Wind präsentiert sie ihr rosiges, etwas feuchtes Gesicht und lange blonde, fast weiße, hinter ihr wogende Locken, die durch den grauen Zigarettenqualm glänzen.

Als sie den Rauch ausbläst, verrät mir ihr Gesicht, dass sie mindestens fünf Jahre jünger ist als ich. Fünf Jahre, kaum zwanzig, aber welche Kunst der Bewegung, was für ein Selbstbewusstsein! Das geht schon bei den Absätzen los. Niemand könnte damit laufen, ich jedenfalls nicht, aber bei ihr sind sie eine ebenso natürliche Verlängerung des Beins wie ein nackter Fuß. Und das Geräusch, das schmachtende Knallen bei den zehn Schritten hin und her, die ihr Territorium begrenzen ... Wer es hört, weiß, dass dieser gekonnte Rhythmus nicht von einem wackligen Mädchen stammt, das sich gleich die Knöchel verrenkt - hinter diesem Klappern steckt auf jeden Fall eine aggressiv verführerische Frau, die sich absolut im Griff hat. Und dann die Kleidung, das Haar, das Make-up; ehrlich, superheiß, aber wie eine Karikatur! Wie kann sie in ihrem Alter all diese Tricks und Depenköder kennen, ohne wie ein kleines Mädchen auszu sehen, das gerade den Kleiderschrank seiner Mutter geplündert hat? Wie fühlt sich das an, zu wissen, dass sie bei jedem Mann, den sie trifft, gewollt oder nicht, sexuelle Gedanken weckt? Was macht es mit ihr, da zu stehen, auf der Straße, zwischen Autos und Passanten, eine dröhnende, unerbittliche Erinnerung an die Vorherrschaft der Lust über alles andere?

Und was würde Stéphane dazu sagen, dem ich mich nicht mehr in solcher Aufmachung zu zeigen wage, seit ich mich in einer Pariser Fußgängerpassage in sündhaft teuren Stiefeletten der Länge nach hingepackt habe? Damals vergingen endlose Sekunden, bis mir Stéphane

und ein paar Schaulustige, die ihr Lachen kaum unterdrücken konnten, zu Hilfe kamen – und kein Slip ersparte den braven Leuten den Anblick meines aufgewühlten Schamhaars. Obwohl das lange her ist, haben Stéphane und ich nie zusammen darüber gelacht, es bleibt ein Nicht-Ereignis, das weiterhin zwischen uns steht, so ernst und belastend wie ein Problem, das einen Streit auslösen könnte, sobald es jemand antippt. Ich habe es aus verständlicher Eitelkeit und aus Stolz nicht versucht, aber ich habe nie begriffen, was Stéphane davon abhält; vielleicht einfach die Angst, mich zu ärgern, indem er mich an den Abend erinnert (dessen Fortsetzung mich keineswegs für den Sturz entschädigte, sondern eine Reihe von Abfahren in diversen Swingerclubs bereithielt – kurz und gut auch für unser Ego ein langsamer, schmerzhafter Sturz in High Heels). Oder er fand es gar nicht lustig. Das ist eine Möglichkeit, die mich ins Grübeln bringt. Vielleicht haben Stéphane und ich nicht den gleichen Sinn für Humor? Das würde das Schweigen erklären, das über dieser und anderen, harmloseren Szenen liegt, die sich alle um meine Person drehen und mit allem möglichen Schnickschnack zu tun haben, den die weibliche Spezies eigentlich ebenso gut beherrscht wie den eigenen Atem, während ich davon völlig überfordert bin. Wenn ich es mir recht überlege, würde er ebenso wenig über eine Fettleibige lachen, die im Schwimmbad einen Bauchklatscher macht – man amüsiert sich nicht über die Behinderungen der anderen. Vielleicht ist das der Eindruck, den ich auf ihn mache, wenn ich auf meinen Stiletto den Schmerz kaum verbergen kann. Wenn er die Anmut dieser Post-Teenagerin auf ihren zehn Metern Straßenpflaster sehen würde, die hier auf und ab läuft, ohne das geringste Unbehagen zu verraten, müsste er einsehen, dass mein fehlendes Talent für solche Sachen angeboren ist.

Ist das die Antwort auf die Fragen, die ich mir stelle, sobald Stéphane in meiner Nähe ist? Auf das ständige Gefühl, zwei Parallelwelten versöhnen zu wollen, die nicht durch den Raum, sondern durch die Zeit getrennt sind, weshalb ich eine Science-Fiction-Maschine bräuchte, um mich Stéphane wirklich nahe zu fühlen? Ob ich Absätze trage oder nicht, hat nicht den geringsten Einfluss auf unsere Nähe – das ist nur ein Symptom: Für ihn bin ich keine Frau. Sagen wir, noch keine. Falls ich doch eine bin, und wenn ich nackt bin, springt es ins Auge, fehlen mir trotzdem Jahrzehnte an Raffinement, das Frauen unter dem Joch des männlichen Begehrens erlernen. Was mir fehlt, um Stéphane zu faszinieren, ist guter Wille genauso wie eine gewisse Gleichgültigkeit, während ich versuche, mich in Stöckelschuhen auf den teuflischen kleinen Pflastersteinen von Paris oder auf den Treppen ohne Geländer zu bewegen, die in völlig überschätzte Clubs führen, wo wir erbarmungslos durchfallen, wahrscheinlich auch, weil sich Schmerz und Unreife auf meinem Gesicht ablesen lassen. Was mir fehlt, ist der Hochmut der anderen Frauen, wenn sie aufgepeppt sind, um zu killen, diese acht bis zehn Zentimeter Provokation, die Illusion, die Männer zu beherrschen. Was mir tatsächlich fehlt, ist die Fähigkeit, ihm ebenso arrogant zu begegnen wie jedem anderen Mann, der mir total egal ist.

Ich spüre es ganz deutlich, wenn wir spazieren gehen oder zusammen essen; ich spüre, dass wir abgesehen von manchen Ansichten, die wir teilen, und einer gleichen Sensibilität das am wenigsten zusammenpassende Paar sind, das man sich vorstellen kann. Es macht ihn fertig, dass alle glauben, er sei ein Vater, der seine in Berlin lebende Tochter zum Essen ausführt. Aber was sollen die Leute sonst denken, wenn ich mich wie eine brave Tochter anziehe, um nicht mit etwas Eleganz

den Eindruck zu erwecken, ich wäre ein Escort-Girl, das seinen Kunden ausführt? Ihm wäre das natürlich lieber. Stéphane würde sich nie hinreißen lassen, mich in der Öffentlichkeit zu küssen, er behält seinen rauen Ton und seine schroffe Art, verloren zwischen Freund und Liebhaber. Wenn er lacht und ein Teil von mir bei seinem so erwachsenen sexy Lachen schmilzt, umklammert meine Hand unter dem Tisch meinen Schenkel vor Angst, nach seiner zu greifen. Mir ist auch schon der Gedanke gekommen, dass er mich nicht wegen der anderen in der Öffentlichkeit weder küsst noch umarmt, sondern weil er einfach keine Lust hat, weil ihn unsere Spaziergänge durch Berlin, die ihm zu lang sind, ebenso ermüden wie meine ständigen Fragen, mein Drang, ihn immer besser kennenzulernen; weil ihn mein ununterbrochener Redestrom - Zeichen meiner Schüchternheit und meiner Angst, er könnte sich langweilen - keineswegs unterhält, sondern erstickt, weil Stéphane sich mit mir irgendwann genauso nach seiner Einsamkeit sehnt wie ich mich nach meiner. Wenn wir zusammen unterwegs sind, gehen wir einander spürbar auf den Wecker, nur im Bett, fern der Blicke der Welt, erreichen Stéphane und ich - zumindest unsere Körper - eine Form der Gelassenheit. Jedenfalls bevor er anfängt zu schnarchen, ein ganz neuer Parameter, den ich in meinen Romanzenphantasien bislang nicht berücksichtigt hatte und der mich begreifen lässt, dass ich zu jung für ihn bin oder er vielleicht zu alt für mich ist. Das würde erklären, warum ich ständig das Gefühl habe, zwei Teile aus unterschiedlichen Puzzles ineinanderpressen zu müssen, wenn ich mich ihm nähern will. Und warum es mir, wenn er wegfährt und sich die Erleichterung in mir ausbreitet, nichts mehr vorspielen zu müssen, so leidtut, dass ich nicht zärtlicher, verständnisvoller sein, ihn nicht in mich verliebt machen konnte.

Ich stelle ihn mir schon in seinem Flugzeug vor, den rauhen Bären, der mein Zimmer mit seinem Gebrumm erfüllt und die ganze Decke an sich zieht, den Grobian, der sich weigert weiterzulaufen, sobald ich zugebe, dass ich kein klares Ziel für unsere Wanderung festgelegt habe, der ungeduldig wird, wenn ich mich in der Hausnummer irre, diesen Mann, der älter ist als mein Vater und den die Vorstellung, auch nur im Entferntesten Lehrer oder Mentor zu sein, mit Grauen erfüllt, den meine Neugier nervt - und der doch auf so einzigartige Weise meinen Namen ausspricht, wenn er kommt. Es gibt einen heiligen Moment, wenn ich über ihm bin, höher, als ich es je sein werde, wenn Stéphane einem fast schon Ertrunkenen gleicht, wenn ich im Weiß seiner verdrehten Augen ein herrschaftliches, geradezu mythologisches Bild von mir sehe - und er «Emma, Liebste, Liebste, o Emma» sagt, wie ein in einer Frau verlorener Mann, ohne Altersunterschied, ohne Rücksicht auf die Herkunft, nicht wie ein Mann beim Orgasmus - jedenfalls nicht nur -, sondern wie ein Mann, der wahrhaft liebt. Danach wird seine Haut in dem prasselnden, nur langsam verlöschenden Feuer brennend heiß; den Kopf zwischen meinen Brüsten, blind und taub, seufzt er vor Wohlbehagen. Wenn er die Augen wieder öffnet, schließe ich meine, weil die Macht, die mir mein Talent im Bett zu verleihen scheint, der Tatsache keinen Abbruch tut, dass dieser Mann mich beeindruckt. Das ist der Fluch dessen, was ich trotz allem unsere Liebe nenne. Der einzige Augenblick der Nähe ist der, den er in mir verbringt. Das ist der Zauber unserer Geschichte, dieser Moment nach der Liebe, wenn ich ihn betrachte, wie er mich auf den Ellbogen gestützt betrachtet und mein Haar mit der Sanftheit streichelt, die Männer für eine Frau zeigen, mit der sie gerade geschlafen haben; man könnte darin eine normale Szene zwischen zwei Liebenden sehen, wäre da nicht die Fas-

sungslosigkeit in seinen Augen bei dem Gedanken, dass diese Lust von mir kommen konnte, von dieser Göre, die er niemals lieben wird. Wir sind ganz und gar zusammen und so allein wie nie. Dann scheint es plötzlich, als wäre es doch möglich, sich zu lieben. In dieser Stille und dieser Betrachtung wird mir bewusst, dass jedes Wort diesen zerbrechlichen Zustand der Gnade, unser vergängliches Verständnis füreinander zerstören würde; dabei hätte ich so viel zu sagen, vielleicht ist das mein Problem, mein Drang zu reden, wenn die Stille völlig ausreicht. Ich würde gern behaupten, dass es tatsächlich einen Moment und einen Ort gibt, an dem Stéphane und ich uns lieben, auch wenn es nur ein winziger Punkt ist – und tatsächlich genügt dieses Eckchen, um uns beide bis an den Rand des Schlafes zu beherbergen, ehe es sich während der Nacht verflüchtigt. Am Morgen ist jeder an seinen Platz zurückgekehrt, Stéphane mit seinen Fehlern, ich mit meinen, aber ich kann nicht hören, wie er über die Kälte oder die Entfernung jammert, ohne mich an die Nacht zu erinnern, in der wir so verliebt waren. Ich warte geduldig auf den Abend, um die Erfahrung auf diesem griesgrämigen Schriftsteller zu wiederholen, ihm die Hingabe und die seltsame Klarheit zu entlocken, mit der er mir vom anderen Ende der Welt schreibt: «Vielleicht bist du im Grunde doch die Einzige.» Das ist ziemlich viel Unsicherheit für einen Satz. Um so eine Erklärung zu erhalten, müssen schon einige Parameter zusammenkommen: Stéphane muss traurig oder durch den Orgasmus seines Zynismus beraubt und von einer seiner Frauen oder Geliebten verlassen worden sein. Was mich von *du bist die Einzige* trennt, ist das *vielleicht* am Satzanfang und das *im Grunde*, das sich als *gegen jede Logik und nach gründlicher Prüfung meiner Situation* übersetzen lässt. Raymond Radiguet hat geschrieben, wenn man *ich liebe dich* zu einer Frau sage, könnte man

denken, man habe es aus diversen Gründen getan, die nichts mit der Liebe zu tun haben, man könnte denken, man lüge; dennoch hat uns in diesem Augenblick irgendetwas getrieben, *ich liebe dich* zu sagen, also ist es wahr. Es gibt Momente, in denen Stéphane und ich uns lieben, meistens klingt es absurd, aber manchmal rührt mich die Wahrheit dieser Lüge, dann kommt mir die Welt wie ein feindliches Terrain vor, in dem er und ich Seite an Seite kämpfen – und das ist doch besser als ein feindliches Terrain, in dem ich ganz allein gegen alle stünde, oder?

Als ein Polizeiauto an der Stelle vorbeifährt, wo das Mädchen herumsteht, stelle ich mir für einen erstarrten Moment vor, dass die Bullen, wenn sie ihre Papiere verlangen, genauso gut auch nach denen eines seltsamen Mädchens fragen könnten, das um vier Uhr früh auf einer Bank in der Kälte sitzt und liest. Da ich außer meinem Buch nichts mitgenommen habe und es mir gerade noch fehlen würde, die Nacht wegen eines Missverständnisses auf der Wache zu verbringen (obwohl ich dort vielleicht besser schlafen könnte als neben Stéphane), verdrücke ich mich in den Schatten einer Kastanie, bis das Auto weg ist. Auch das Mädchen hat sich verflüchtigt, und ohne sie bleibt nur ein von Spucke feuchter Fleck Asphalt übrig, der unter ihren Füßen zu blühen schien.

Von der Wohnungstür aus betrachte ich Stéphanes Körper, der sich diagonal über die ganze Matratze ausbreitet. Er schnarcht nicht mehr; entweder hat ihn das Schlüsselgeräusch kurz gestört, oder meine Anwesenheit und meine Wärme haben vorhin eine günstige Schnarchatmosphäre geschaffen. Ich ziehe mich langsam aus und setze mich auf den Bettrand in die Bucht zwischen seinen angezogenen Knien und seinem Gesicht. Ich habe nicht oft Gelegenheit, ihn so zu betrachten, ehrlich gesagt ist das eine Premiere – Stéphane hat

noch nie bei mir übernachtet. Als ich ihn so sehe, so ganz ausgeliefert, trifft mich natürlich die Erkenntnis, dass wir *nichts miteinander zu tun haben*. Das springt ins Auge. Fünfundfünfzig, stell dir das vor, auch wenn er jünger wirkt, für zwanzig würde ihn niemand halten. Alles an ihm kündigt von Reife, sogar im Schlaf, selbst da behält er seine ernste, besorgte Miene. Wenn ich die Brille abnehme, sind die Konturen in der künstlerischen Verschwommenheit meines kurzsichtigen Blicks weniger markant, weniger scharf, und ich kann ihn so sehen, wie er mit dreißig war – nicht in meinem Alter, nein, Stéphane mit fünfundzwanzig ist ein Eldorado, von dem höchstens die Archive erzählen –, wie das Foto, das beim Erscheinen seines dritten Buches aufgenommen wurde. Man könnte dieses schlafende Gesicht mühelos über das runde, fröhliche des jungen Schriftstellers legen, der in Paris keinen Schritt machen konnte, ohne sich zehnmals zu verlieben. Das erfinde ich nicht, ich habe es gelesen, und wenn ich Mühe habe, es zu glauben, lese ich es noch mal. Um nicht zu vergessen, dass er mit dreißig schon so brummig war und lange brauchte, um aufzutauen, dass er hinter dieser Rüstung die Hysterie verbarg, in die ihn die Frauen versetzten – Stéphane ist ein sehr kontrolliertes Feuer, dessen Wärme nur manchmal kurz aufblitzt. Ich frage mich, ob er sich in mich verliebt hätte; Stéphanes dreißig Jahre, die aufregenden Achtziger, als ich noch im Nebenhoden meines Vaters plätscherte, sind für mich eine paradiesische Dimension, in der nichts unmöglich gewesen wäre. Ich sehe mich, weit oben, wie auf einem Turm, dieses junge, energiegeladene Tier faszinieren und in ganz Paris ausführen, sehe mich das Geheimnis jener Frau ergründen, der einzigen, die er genug geliebt hat, um ihr ein Kind zu machen. Vielleicht hätte auch ich ihn damals auf die Idee gebracht, sich fortzupflanzen, um mich in seiner Nähe zu halten – er hätte mich ge-

liebt, dann wäre er meiner überdrüssig geworden und hätte mich am Ende für die Opfer gehasst, die niemand von ihm verlangte. Ich wäre die Gewohnheit geworden, die im Nebenzimmer mit dem Kleinen schläft, erschöpft und voller Milch, müde, weil sie ihn so gut kennt, müde seiner Schwächen, seiner Feigheit, seiner Versprechen, gedemütigt und entehrt von den nächtelangen Männertouren – ich hätte Stéphanes Wutanfälle, seine Vorwürfe, seine Ungereimtheiten, seine Betrügereien, vielleicht sogar seine Tränen kennengelernt. Und ich hätte nach Jahren des Zusammenlebens sagen können, dass es echt keinen Grund gibt, sich groß Gedanken zu machen, dass er nur ein Mann wie alle anderen ist. Wir hätten uns aus ernsthaften Gründen gefetzt, gebrüllt, Geschirr zer schlagen, und nachts hätte ich mich schuldbewusst auf den Rand seines Bettes gesetzt, wie jetzt, wie jetzt hätte ich die Hand auf seine Haare gelegt, Stéphane hätte ein Auge aufgemacht, hätte mich stumm angesehen, gezögert, was er empfinden soll, und hätte geseufzt *Ach, Liebling ...!*

«Ach, du bist es.»

Stéphane schüttelt sich, dreht sich auf die andere Seite und murmelt, während er schon wieder einschläft:

«Was hast du getrieben? Du bist eiskalt.»

«Nichts. Ich war ein bisschen spazieren.»

«Du bist verrückt. Komm ins Bett.»

Was wohl gemerkt genau das wäre, was er auch damals zu mir gesagt haben könnte. Ich suche mir einen Platz in seiner Wärme, halte meine kalten Arme und Beine weit von seinen weg. Meine ganze naive Zärtlichkeit hat sich tief in meinen Kopf verkrochen, ich finde das vertraute Gefühl wieder, neben einem Freund der Familie zu schlafen, der sich zu spät darum gekümmert hat, noch ein Zimmer zu reservieren, und mehr oder weniger gern einwilligt, meins zu teilen.

[...]